

Schriften der Sudetendeutschen Akademie
der Wissenschaften und Künste
Band 34
Forschungsbeiträge
der Naturwissenschaftlichen Klasse

Seiten 321 - 342

GUNDOLF KEIL

**Der Chirurg Johann von Mikulicz-Radecki –
zweifach kaiserlich-königlicher Generalarzt**

*Für Professor Heinrich F.K. Männl zum 75. Geburtstag
(2013)*

Einleitung

Johann Mikulicz ist eine der bekanntesten Personen in der Medizingeschichte. Innerhalb von 25 Jahren stieg er zum bedeutendsten Chirurgen der Welt auf; alle Ärzte kennen seinen Namen; alle Chirurgen benutzen das von ihm entwickelte Instrumentar und operieren nach den von ihm aufgezeigten Methoden; alle einschlägigen Medien von den elektronischen Anbietern wie Wikipedia bis zu den gedruckten Nachschlagewerken wie der Encyclopedia Wroclawia, der Enzyklopädie Medizingeschichte oder der Münchner NDB verzeichnen die Eckdaten seiner Biographie, die entsprechend als allgemein bekannt vorausgesetzt werden konnten und dem Vortragenden lediglich als Matrix dienten, um einige kontrovers diskutierte Problemstellungen aufzugreifen und durch weiterführende Untersuchungen einer Lösung zuzuführen.

Durch kontrastiven Vergleich regionaler Entwicklungen des Herzogtums Burgenland, der Statthalterei Galizien und der nach Galizien eingegliederten Freien Stadt Krakau konnte die Frage nach slawischen Sprachkontakten für Johann Mikulicz hinsichtlich seiner Kindheit auf das Ruthenische (Czernowitz) beziehungsweise auf das Tschechische (Prag) eingegrenzt und das Polnische ausgeschlossen werden. Die seitens moderner polnischer Wissenschaftshistoriker gegen Mikulicz erhobenen Vorwürfe, der Buchenländer habe sich aus opportunistischen Gründen als Pole ausgegeben, ließen sich bestätigen, zugleich anhand der im Deutschland des 19. Jahrhunderts gängigen Polenbegeisterung aber auch abmildern.

Die Zweifel an der Echtheit des "von ... Radecki"-Adelstitels erwiesen sich als berechtigt. Es ließ sich zeigen, dass die Nostrifizierung des problematischen Sippennamens sowohl bei der kaiserlich-königlichen wie bei der preußischen Ausfertigung des Adelsbriefes korrekturbedürftig ist. Trotzdem hat sie dem jüngsten Bruder Andreas den Aufstieg zum k. k. Feldmarschall ermöglicht und für Johann Mikulicz

die Beförderung zum preußischen Generaloberstabsarzt erleichtert. Seine österreichische Uniform eines k. k. Oberstabsarztes wurde entsprechend adaptiert.

Was das gesellschaftliche Umfeld der schlesischen Lebensphase (1890 – 1905) von Mikulicz betrifft, so wurde die Nähe zu Gerhart Hauptmann hervorgehoben, die Freundschaft mit Felix Dahn akzentuiert und die Verbindung zu Theodor Siebs und der Breslauer Altgermanistik herausgearbeitet.

Während die Breslauer Phase durch hervorragende strategische Maßnahmen in Klinikführung, aseptischen Operationen geprägt und durch beispielhafte Leistungen als Präsident von Fachgesellschaften sowie internationalen Veranstaltungen (Weltausstellung USA 1904) gekennzeichnet ist, aber auch von kollegialem Neid und Hass sowie administrativen Intrigen überschattet wird, erweisen sich der Wiener und dann auch der Krakauer (1882 – 1887) Lebensabschnitt als ausgesprochen fruchtbar und können als jene Zeitspanne (1875 – 1887) bezeichnet werden, in der Mikulicz die meisten Entdeckungen und operativen Erfolge glücken. Hier ist es 1881 auch die von ihm mit Josef Leitner entwickelte Oesophago- bzw. Gastroskopie, anhand derer er die pulmonale Compliance darstellt und das Unterdruckkonzept für das Operieren am offenen Brustraum entwickelt. 23 Jahre später hat er es von seinem Operationszögling Ferdinand Sauerbruch durch die Unterdruckkammer in die Anwendbarkeit umsetzen lassen.

Die Nachwirkung von Johann Mikulicz hat der Vortragende in zahlreichen Richtungen aufgezeigt, die er vom weltführenden Medizinlexikon („Psychembel“, 261. Aufl. Berlin, New York 2007) über den Aussprache-„Duden“ und die „Vaterländische“ schlesische „Kultur“ sowie „Volkskunde“ bis zur generalärztlichen Beratung des deutschen Heeres im Ersten und Zweiten Weltkrieg auffächern ließ und die er in der Osteosynthese bis zur Küntscherschen Marknagelung, in der Neurochirurgie bis zu Otfried Foersters Hirnoperationen verfolgte und die er hinsichtlich Drittmittel-Einwerbung auch beim Breslauer Rockefeller-Zentrum für Neurologie im Auge behielt. Als wichtigsten wirkungsgeschichtlichen Strang konnte er die Viszeralchirurgie darstellen, die Sauerbruch im Anschluss an Mikulicz an der Spitze internationalen Fortschritts weiterentwickelte und an seine Schüler und Enkel-schüler weitergab. Über Sauerbruchs Meisterschüler Emil Karl Frey und dessen hochdekorierten Habilitanden Heinrich Lüdeke konnte der Vortragende schließlich auch den Jubilar in die Nachfolge des genialen Czernowitzer Chirurgen stellen und zeigen, wie Professor Heinrich F.K. Männl über Jahrzehnte am Straubinger universitären Lehrkrankenhaus jenes Wissen und Können an seine Schüler weiterreichte und seine Praktikanten, Assistenten und Oberärzte mit einer Tradition vertraut machte, die in Wien, Krakau und Breslau ihren Ursprung genommen hatte.

Der Buchenländer: Kindheit in Czernowitz, Prag, Klagenfurt

Die moderne Biographik hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Lebensbild eines Wissenschaftlers nicht nur vom Werk und den institutionengeschichtlichen Vernetzungen her zu entwerfen, sondern die biographische Entität aus der zeitgenössischen Mentalität heraus zu erfassen, aus den sozialen und wirtschaftlichen Bedin-

gungen ihres Forschens zu verstehen und aus dem gesamten „geistigen“ Umfeld heraus darzustellen. Das bedeutet, dass auch den prägenden Einflüssen der Herkunft nachzugehen ist, was bei Mikulicz in die Bukowina und zu seiner Buchenländer Familie führt.

Die Bukowina, eine durch ausgedehnte Buchenwälder gekennzeichnete Waldlandschaft auf der Ostabdachung der Waldkarpaten, stand über Pässe wie den Magyarenweg mit Siebenbürgen in Verbindung und war nach dem Mongolensturm (1241/42) kaum bevölkert, als die Besiedelung von der Moldau und von Siebenbürgen – hier insbesondere vom Nösnerland aus – einsetzte. Die deutsche Oberschicht bestand im 14. Jahrhundert aus Handwerkern, Frühindustriellen und Kaufleuten. Nach der ungarischen Niederlage von Mohacz (1526) kam das Buchenland unter osmanische Oberhoheit und wurde nach den Erfolgen der Brüderlichen Einigung und den Eroberungen Michaels des Tapferen wie die Moldau und die Walachei unter sachsengräfliche Verwaltung gestellt. Der russisch-türkische Krieg von 1768 – 74 führte zu einer weitgehenden Entvölkerung, woraufhin Österreich, das 1772 Galizien gewonnen und 1775 die Bukowina besetzt hatte, eine deutsche Wiederbesiedelung in die Wege leitete, die von ruthenischen und walachischen Neusiedlern ergänzt wurde und zu einer Einwanderung auch von Juden führte, die „sich stets zu den Deutschen ... hielten“ und „gleichsam als Deutsche wahrgenommen“ wurden. In der Buchenländer ostmitteldeutschen Mundart haben sie ihre Spuren zurückgelassen.

In Czernowitz, der Landeshauptstadt der Bukowina, gehörten die Juden zur deutschsprachigen Ober- und Mittelschicht. Nach Beendigung der Wiederbesiedelung war die Bukowina 1850 zum Herzogtum erhoben worden, gehörte – nicht anders als Kärnten oder Österreichisch Schlesien – zu den österreichischen Kronlanden und war 1868 vom kulturpolitischen Wandel ausgenommen worden, als die deutsche Amtssprache in (Krakau und) Galizien durch das Polnische ersetzt wurde. Nachdem das Schulwesen Galiziens schon 1867 auf Polnisch umgestellt war und die Krakauer sowie die Lemberger Universität bereits 1860 von der deutschen Unterrichtssprache abgerückt waren (an der nur wenige Professoren wie Antoni Bryk bis 1869 festhielten), gewann das Buchenland als deutschsprachige Exklave zunehmend Bedeutung, die noch dadurch stieg, dass das westlich angrenzende Siebenbürgen nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich (1867) ans Königreich Ungarn fiel und von den Magyarisierungswellen nicht verschont blieb.

Czernowitz erhielt – durch eine autonome Statthalterei und ein (nur in Personalunion noch verbundenes) Königreich vom Mutterland getrennt – 1875 eine deutschsprachige Universität, verfügte über ein deutsches Theater, eine Philharmonie, war Sitz des griechisch-katholischen Metropoliten und entfaltete in enger Bindung an Wien ein reges Kulturleben, als dessen Exponent Paul Celan (Antschel) in der deutschen Lyrik bis heute weiterwirkt.

Als architektonischer Gestalter der rasch sich ausbreitenden herzoglichen Metropole gilt Andreas Mikulicz, der sich auch Mikulitsch schrieb und als Stadtbaumeister im Range eines kaiserlichen Rates seinen öffentlichen Aufträgen nachging. Stadtbaumeister Andreas – der Vater von Johann Mikulicz – stammte aus einer österreichischen Staatsdiener-Familie, die in den niederen Adel eingeheiratet hatte.

Der Großvater Franz war als Kommissar, das heißt als leitender Beamter im österreichischen Finanzwesen tätig gewesen; den Urgroßvater Johann Nepomuk finden wir als Gutsherrn auf Olszowa im russisch verwalteten Kongresspolen. Interessanter sind die Ehefrauen: Der Großvater war mit Josepha Freiin von Just verheiratet; der Vater hatte Emilie von Damnitz geehelicht, die stolz auf ihren Urgroßvater, den General Friedrich von Tauentzien zurückblickte, den Verteidiger von Breslau (1760), den Belagerer von Schweidnitz (1762) und späteren Inspekteur der schlesischen Infanterie. In ihrer Familie begegnet auch der sächsisch-gothaische Generalleutnant Friedrich Leberecht von Damnitz sowie Joseph von Damnitz, der als mecklenburgischer Offizier wie der hinterpommersche Tauentzien unter Friedrich dem Großen im Siebenjährigen Krieg gedient hatte.

Bereits in der Familie des Vaters zeigt sich eine beginnende Auffächerung der Begabungen, die dann noch ausgeprägter bei den Geschwistern Johann Mikulicz' zum Ausdruck kommt: Beide Brüder des Andreas Mikulitsch, Johanns Oheime Lukas und Karl, sind als Ärzte hervorgetreten: Lukas Miculicz, der sich als Geburtshelfer spezialisiert hatte, leitete die Hebammen-Lehranstalt in Hermannstadt; während Oheim Karl als internistischer Konsulararzt in Braila wirkte. Die Schwester von Andreas Mikulitsch, Johanns Muhme Fanny, war musisch begabt, hatte sich als Pianistin ausbilden lassen und arbeitete als Klavierlehrerin und Musikerzieherin in ihrer Heimatstadt Czernowitz.

Noch deutlicher wird die Vielfalt der Begabungen bei Johanns sieben Geschwistern sichtbar, wenn auch nicht bei jenen beiden Stiefschwestern, die unverheiratet in Czernowitz lebten. Eugen, der Stiefbruder von Johann Mikulicz, befahlte als Kommandeur im Range eines Obersts die Internationale Polizeitruppe in Alexandria; Emilie, die ältere Schwester, hatte die Stelle einer Hausdame in Lemburg angetreten und war im Haus des kaiserlichen Statthalters Alfred Graf Potocki als Musikerzieherin tätig; verheiratet mit dem Statthaltereirat Alexander von Zborowski, der als Bezirkshauptmann (Präsident) in Krakau residierte, erlangte sie von beiden galizischen Zentren aus kulturpolitischen Einfluss. Karoline, gleichfalls älter als Johann, bezauberte durch ihre Stimme und wurde als berühmte Opernsängerin am Kärntner Landestheater zu Klagenfurt angestellt. Johanns Bruder Valerian, deutsch gerufen „Baldrian“, diente im kaiserlich-königlichen Heer und rückte mit seiner Beförderung zum Feldmarschall-Leutnant in einen der höchsten militärischen Ränge auf. Lediglich der Bruder Albert, der als Musikwissenschaftler mit dem Titel eines Gymnasialprofessors unterrichtete und – klassisch-philologisch versiert – als Kustos die städtische Münzsammlung von Czernowitz betreute, entsprach den väterlichen Erwartungen, der im Hinblick auf seine Söhne vom Idealbild eines „deutschen Beamten“ ausging.

Diesem Idealbild eines deutschen, ebenso treuen wie tüchtigen und unbestechlichen Staatsdieners sollte – so wünschte es der Vater – auch sein Sohn Johann entsprechen, dessen Lebensweg er in die entsprechenden Bahnen lenkte, dessen Karriere er jedoch nur bis zur Reifeprüfung bestimmen konnte: Bei dem hochbegabten Jungen setzte sich – dem Vorbild eines Bruders und zweier Oheime geschuldet – der Wunsch, Arzt zu werden, spätestens in seinen Hermannstädter Jahren durch.

Johann Mikulicz wurde am 26. Mai 1850 in Czernowitz geboren. Seine Muttersprache war deutsch, seine Konfession römisch-katholisch. In Czernowitz wurde er auch eingeschult; die dortige Volksschule besuchte er jedoch nur in der ersten Klasse; dann drängte der Vater auf eine bessere Ausbildung und ließ die Mutter mit deren fünf Kindern in die alte deutsche Hauptstadt Prag übersiedeln, wo der Unterricht von 1858 bis 1861 an der Piaristen-Vorschule fortgesetzt wurde. Die fünf Geschwister besuchten auch das Konservatorium von Professor Josef Proksch, der Klavierunterricht gab, in die Harmonielehre einführte und mit dem Ensemble-Spiel vertraut machte. Vor allem aber unterrichtete er – und das scheint eine der Motivationen für den Vater gewesen zu sein, Prag als Unterrichtsort zu wählen – in der Bühnen-Aussprache, wie sie sich aus der Prager Stadtmundart und deren böhmischem Umfeld herausentwickelt hatte, normativ am Burgtheater galt und die Grundlage der hochdeutschen Gemeinsprache bildete. Noch Theodor Siebs in Breslau hat sein Aussprache-Wörterbuch zur deutschen Hochlautung (das vor kurzem erst im Duden-Pendant aufgegangen ist) an der Prager Stadtmundart des Wiener Burgtheaters festgemacht.

Wirtschaftliche Schwierigkeiten zwangen Vater Franz trotz aller Sparsamkeit dazu, seine „halb verhungerte“ Familie Ende 1861 ins heimatliche Buchenland zurückzuholen, wo Johann Mikulicz seine Oberschulbildung begann und von der Sexta bis Quarta das Czernowitzer Humanistische Gymnasium besuchte; 1863 begleiteten er und Valerian dann wieder die „schon kränkelnde Mutter“, als die mit Schwester Karoline nach Wien ging, um der musikalisch Hochbegabten die Ausbildung zur Opernsängerin zu ermöglichen. Johann besuchte als Externer das Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien, ging wie die Schwester nach Klagenfurt, wo er am Benediktiner-Klostergymnasium seine Ausbildung 1864 – 1866 fortsetzte, wechselte 1867 ans Hermannstädter Gymnasium, wo er in Siebenbürgen bei seinem Oheim Lukas die Oberschulbildung abschloss. Der Reifeprüfung unterzog er sich im heimatlichen Czernowitz und bestand 1869 die Matura "mit Auszeichnung". Ein Benefizkonzert, das er veranstaltete, konnte den Groll des Vaters nicht beschwichtigen, der die Laufbahn eines Diplomaten erhofft hatte und für die Ausbildung zum Arzt jede Unterstützung verweigerte.

Ausbildung in Wien, Assistenz bei Billroth

Das im Herbst 1869 in Wien begonnene Medizinstudium finanzierte Johann Mikulicz zunächst als Deutsch- und Klavierlehrer selbst; seinen Heeresdienst schloss er 1873 als „einjähriger Arzt“ ab; mit dem Staatsexamen erwarb er 1875 (wie seit Beginn des Jahrhunderts üblich) den MUD-Dokortitel ohne Dissertation.

Johann Mikulicz hatte bei Josef Hyrtl gehört und sich durch den weltberühmten Anatom mit dem Feinbau des menschlichen Leibes vertraut machen lassen, er hatte bei Karl von Rokitansky pathologische Veränderungen des Körpers kennengelernt und sich durch Theodor Billroth für die moderne Chirurgie begeistern lassen. Dass er vom weltberühmten Chirurgen als Volontärsassistent eingestellt und 1875 als einer von zwölf Opertionszüglichen akzeptiert wurde, verdankt er seinem Kön-

nen als virtuoser Pianist, das ihm während der Facharztausbildung noch wiederholt die Möglichkeit verschaffte, vierhändig mit Billroth und dessen Freund Johannes Brahms Klavier zu spielen. Die vierhändig gesetzten Walzer des op. 69 hat er zusammen mit Brahms eingespielt und öffentlich zur Erstaufführung gebracht.

Billroth begegnete seinem hochbegabten Operationszögling mit zurückhaltender Skepsis, zollte ihm aber Respekt, der bald in Bewunderung umschlug und schließlich zu einer lebenslangen Männerfreundschaft führte. Nach zwei Jahren übernahm er ihn auf eine besoldete Assistentenstelle, sodass Mikulicz nun nicht mehr auf Einkünfte aus Stipendien bzw. Krakauer Zuwendungen seiner Schwester Emilie angewiesen war. Aus der von Billroth 1877 angestrebten Berufung auf das Czernowitzer chirurgische Ordinariat wurde nichts, da der jungen Buchenländer Universität seitens des Wiener Unterrichtsministeriums eine medizinische Fakultät verweigert wurde. Auch die Berufung an die Universität Lemberg zerschlug sich, sodass Billroth seinem Freund, den er seit 1878 als Oberarzt beschäftigte, als Ersatz eine viermonatige Bildungsreise bewilligte, die von Basel über Prag bis Aachen und Kiel an elf deutschsprachige Universitäten führte, aber auch die Hauptstädte von Frankreich, England, Irland und Schottland miteinbezog. So konnte Mikulicz 1879 in Halle mit Richard von Volkmann, in Berlin mit Bernhard von Langenbeck operieren, in München mit Johann Nepomuk von Nussbaum, in Kiel mit Friedrich von Esmarch arbeiten; das Zusammenwirken mit Sir Joseph Lister in London bestärkte Mikulicz in seiner ablehnenden Haltung gegenüber Listers antiseptischem Karbolspray. Was dem jungen Wiener Oberarzt auffiel, war, dass man in Deutschland, aber auch im fremdsprachigen Ausland seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen besser kannte und höher schätzte als in der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie.

Mag auch das Rhinosklerom durch Billroth seinem Volontärassistenten „zugeworfen“ worden sein: fest steht, dass Mikulicz schon als Operationszögling zu publizieren begann und dass er das ihm „zugeworfene“ Operationspräparat so sorgfältig bearbeitete, dass bereits seine Erstveröffentlichung „Über das Rhinosclerom“ (1876) dazu führte, dass die Nasensklerosierung nicht nach seinem Lehrer Ferdinand von Hebra benannt, sondern mit dem Eponym „Mikulicz“ verbunden wurde und bis heute in der Fachsprache unter diesem Namen steht. Die gleiche Präzision zeigt die zur gleichen Zeit veröffentlichte Untersuchung zu den „Dermoid(zyst)en am Kopfe“, und mit seiner Studie zur septischen Traumatologie stieß der frisch angestellte Assistent auf das Gebiet von Bakteriologie und Septikämie vor, dem er wenig später Anleitungen zur „antiseptischen Wundbehandlung“ folgen ließ.

Johann Mikulicz war hervorragender Pianist, was von seinen Biographen durchwegs akzentuiert und hervorgehoben wird; weniger häufig wird erwähnt, dass er nicht nur die Partitur des Pianoforte beherrschte, sondern auch komplexe Spieltische mit mehreren Manualen meisterte, die Pedale zu treten verstand und alle Register zu ziehen wusste. In den Jahren als im 14jährigen der Wunsch, Musiker zu werden, reifte, hat er sich bei den Benediktinern das Orgelspiel beigebracht, wirkte als Kirchenmusiker am Klagenfurter Klosterschule und war als Organist so geschickt, dass er in seiner Freizeit Unterricht am Bespielen des königlichen Instruments – der Orgel – erteilen konnte. Diese manuelle Geschicklichkeit zeigte

sich auch beim jungen Chirurgen, was Billroth derart begeisterte, dass er im Krakauer Sprachenstreit (auf den ich gleich noch zu sprechen komme) zugunsten seines Freundes und Schülers eingriff und den Bedenkenträgern der Krakauer Fakultät entgegenhielt, sie sollten doch einmal diese faszinierenden Hände beim Operieren beobachten, dann würde unter dem Eindruck des meisterhaften Geschicks jeder Vorbehalt schwinden, den die Krakauer Mediziner-Kollegen wegen mangelhafter Polnischkenntnisse bei Mikulicz hinsichtlich dessen Berufung noch hegten.

Von dem hohen manuellen Geschick des jungen Chirurgen zeugte eine Operation, die der frisch ernannte Assistent Billroths 1878 durchführte und über deren Ergebnisse er im Folgejahr berichtete: Mikulicz hatte ein Schulterblatt herausgeschnitten – eine Operation, die an sich keinerlei Aufsehen erregte – ;er war bei der Exzision aber so geschickt vorgegangen, dass ihm das Herausschälen des Knochens unter der Knochenhaut gelang, und er konnte beim Beobachten des Heilungsprozesses feststellen, dass unter der erhaltenen Knochenhaut das Schulterblatt wieder zur Gänze nachwuchs. Dabei interessierte ihn weniger, dass eine Restitutio ad integrum gelungen war, sondern was ihn an dieser „subperiostalen Exstirpation“ des Schulterblattes faszinierte, war die regenerative Potenz des Körpers, die den komplett exstirpierten Knochen in „vollständiger Regeneration“ wieder anatomiegerecht nachwachsen ließ. Dieses schonende Herausschälen und sein in „vollständige Regeneration“ mündender Heilerfolg weisen auf zwei Tendenzen des jungen Chirurgen hin. In seiner Wiener Assistentenzeit entwickelte sich Mikulicz zum innovativen Orthopäden, der beim operativen Vorgehen sich auf die regenerative Potenz des menschlichen Leibes stützte und seinen operativen Eingriffen funktionelle Studien vorausgehen ließ. Ihren Niederschlag gefunden hat diese Vorgehensweise in den Arbeiten zur „seitlichen Verkrümmung am Knie“ und zur „osteoplastischen Resektionsmethode am Fuße“, die jeweils grundlegend waren und den Namen „Mikulicz“ auch in der Orthopädie verankerten: einmal durch das Resektionsverfahren nach Mikulicz-Wladimirow und zum anderen durch die Mikulicz-Linie, die auf die Habilitationsstudie von 1880 zurückgeht: Hunderte von Leichen hatte Mikulicz in Bezug auf seitliche Abweichungen im Kniegelenk – in Hinblick auf das genu valgum und varum – untersucht und dabei für Patienten mit X- bzw. O-Beinen die Deviation von der „virtuellen Tragachse des Beines“ bestimmt. Und diese sagittal vermessene Linie, die als Gerade vom Hüft- zum Sprunggelenk führt, trägt in der Orthopädie bis heute seinen Namen.

Heirat; Abteilungsleiter-Stelle an der Wiener Poliklinik

Nicht nur als Klavierlehrer und Virtuose musste Mikulicz beeindruckend sein, er war als Student und danach als Assistent auch „unwiderstehlich schön“. Eher „klein“ als mittelgroß und von „fragiler Statur“, wirkte der Leptosome verschlossen, kleidete sich aber „elegant“, wirkte elastisch, dynamisch, hatte einen federnden kleinschrittigen Gang, erweckte den Eindruck, „immer auf dem Sprung zu sein“, und erwies sich in Gesellschaft als geistessprühend und rhetorisch brillant. Seine leise Stimme klang durchdringend; sein in Prag geschultes Hochdeutsch war grammatikalisch

und phonetisch makellos. Am meisten faszinierten seine zarten, zuckend nervösen Hände, die eine frappierende Geschicklichkeit und Schnelligkeit verrieten und eine beispiellose Virtuosität erahnen ließen.

Das dunkelblonde, leicht brünette Haar erscheint leicht wellig, ist linksgescheitelt und zeigt über der Stirn eine beeindruckende Tolle, die beim 30jährigen Habilitanden um 1880 am steilsten ist, beim Königsberger Ordinarius 1886 sich dagegen schon gelegt hat und beim Breslauer Klinikchef um 1900 nicht mehr zu erkennen ist. In den letzten Jahren überwiegen Grautöne, und das gelichtete Haupthaar bedeckt der Kopfschutz oder das Barett. In dieser späten Zeit erweist sich der Zeichenstift gnädiger als die Fotografie.

Bei Studienbeginn ist das Gesicht noch glatt rasiert; der Assistent lässt sich einen deutschnationalen Vollbart wachsen, der wie bei seinem Meister Billroth bis auf die Brust hinabreicht und am stattlichsten 1880, im Jahr der Habilitation, ausgeprägt ist. In der Königsberger Zeit (1887 – 1889) wirkt der Bart schon etwas lichter; beim 50jährigen Breslauer Ordinarius ist er vollends zurückgestutzt und an Kinn und Wange von weißen Strähnen durchzogen; auf dem Totenbett 1905 erscheint er dann völlig ergraut, wenn auch immer noch sorgfältig gepflegt.

Mikulicz war – und das gilt nicht nur für seine Jugend – „unwiderstehlich schön“. Noch in seiner Studentenzeit gewann er als Musiklehrer die Zuneigung von Henriette, der Schwester seiner Klavierschülerin Frieda Pacher. Nach bestandenen Staatsexamen verlobten sich die beiden; die Eheschließung erfolgt 1880 nach geglückter Habilitation. Damals hatte Henriette ihrem Verlobten bereits fünf Jahre als Privatsekretärin zur Verfügung gestanden, und auch in den folgenden beiden Jahren, bis zum Umzug nach Krakau, lektorierte sie alle Manuskripte der Veröffentlichungen ihres Gatten.

Die Heirat erfolgte gegen Billroths Rat, der erst nach Zögern seine „Zustimmung“ gab. Der Wechsel des Personenstandes bedeutete für Mikulicz einen Bruch in der Karriere, da er als verheirateter Operationszögling seine Tätigkeit an einer Universitätsklinik aufgeben musste. Zwar erwirkte Billroth für seinen „so außerordentlich in jeder Hinsicht entwickelten“ Assistenten die ministerielle Verlängerung um ein Jahr, sah sich dann aber gezwungen, Mikulicz zu entlassen und seinem Schüler die Anstellung an einer anderen Einrichtung zu vermitteln, und die fand sich in Gestalt der „Privatdozenten-Poliklinik“.

Die Wiener Poliklinik war privat finanziert und wurde im Wesentlichen von Privatdozenten getragen. Obwohl diese Stelle besser dotiert war und ihm ein höheres Einkommen als die universitäre Assistententätigkeit bescherte, fühlte sich Mikulicz „losgelöst von der Klinik“, abgetrennt „von ihrem wissenschaftlichen Material“, abgeschnitten von ihrem „großen Material“. Ein Weiterführen seiner wissenschaftlichen Vorhaben schien ihm unmöglich, die Berufung auf eine chirurgische Professur in weite Ferne gerückt. Zu seiner Lage machte er folgende sarkastische Bemerkung: „Mit einem jungen Privatdozenten steht es doch so wie mit einem heiratsfähigen Mädchen – ehe sie sich versieht, wird sie von der Liste gestrichen und gehört zum alten Eisen.“

Das von Mikulicz verwendete Gleichnis wirkt nur auf den ersten Blick humoristisch, in Wahrheit zeugt die Allegorie von berechtigter Sorge und macht verständ-

lich, dass der „junge Privatdozent“ „sich schon schweren Herzens mit dem Gedanken vertraut machte, eine Praxis annehmen zu müssen“, will sagen: sich als einer der vielen praktischen Ärzte niederlassen zu müssen.

Auf die Kleine Chirurgie zurückgeworfen und von größeren Operationen ausgeschlossen, die an der Poliklinik nicht möglich waren, hat sich Mikulicz als Abteilungsvorstand der chirurgischen Ambulanz auf die Diagnostik geworfen und sich den Gastrointestinaltrakt als Ziel genommen. Magen und Darm waren damals – wenn man von probatorischer Laparatomie absieht – kaum auskulatorisch, sondern im Wesentlichen nur palpatorisch zugänglich. Kußmaul hatte 1869 die Gastroenterologie auf den Weg zum Spezialfach gebracht, indem er eine schlauchartige Magensonde einführte und mit seinem Verfahren der „Magenpumpe“ den Mageninhalt ausheberte. Mikulicz konzentrierte sich zunächst auf den Oesophagus. Angeregt von Schwertschluckern inspizierte er die Speiseröhre durch ein starres Metallrohr. Unter dem Einfluss Wiener endoskopischer Tradition, die – durch Bozzinis „Frankfurter Lichtleiter“ angeregt – im Wesentlichen durch Ilgs „Wiener Modell“ repräsentiert wird, kam es zur Zusammenarbeit mit dem Wiener Instrumentenmacher Josef Leitner, als deren Ergebnis ein starres, vorne leicht abgewinkeltes Gastroskop resultierte, das am distalen Ende über eine „interne“ elektrische Lichtquelle verfügte und beim Patienten in „Mikuliczscher Seitenlage“ eingeführt wurde. Der nüchterne Magen musste vor dem Einführen gespült und mit Luft gefüllt werden. Für das technische Geschick von Mikulicz spricht, dass Leitner 1881 den jungen Privatdozenten „in seiner Werkstätte“ das Oesophagoskop und anschließend das Gastroskop selbst konstruieren ließ. Bei seinen eigenen Versuchen, zusammen mit Max Nitze entsprechende Instrumente zu entwickeln, war er zwei Jahre vorher an technischen Problemen gescheitert.

Das Krakauer chirurgische Ordinariat; der fiktionale Pole

Noch bevor Theodor Billroth seinen „außerordentlich entwickelten“ Meisterschüler am 1. Oktober 1881 entlassen musste, hatte er bereits über das Nahziel „Poliklinik“ hinausgedacht und die Berufung von Mikulicz nach Krakau in Erwägung gezogen. Das Schreiben an seinen Schüler Vinzenz Czerny, das er drei Wochen vorher – am 7. September – aufsetzte, verrät bereits die Strategie, auch gegen den Willen der Krakauer Fakultät die Ernennung von Mikulicz durchzusetzen. Dabei wird auch schon das Vorhaben deutlich, den nationalistischen Widerstand der Krakauer Fakultät gegen einen Deutschen (bzw. Österreicher) dadurch zu brechen, dass man ihn als gebürtigen Polen auswies, der lediglich bei ihm – Billroth – „zu deutsch geworden“ sei, aber wohl repolonisiert und in den Stand versetzt werden könne, „polnisch vorzutragen“.

Das moderne Krakau war nach dem Mongolensturm 1241 unter Breslauer Ägide geplant und aufgebaut worden. Unmittelbar an der Grenze Schlesiens gelegen, wurde es 1257 von Breslau aus unter Breslauer (Magdeburger) Recht gestellt. Von da an bis zur Niederschlagung des proböhmischen Aufstands unter Vogt Albert war Krakau eine der modernsten und deutschesten Städte Mitteleuropas, aber auch nach

dem (Teil-)Verlust seiner Privilegien haben (neben Polen, Flamen, Böhmen und Ungarn) vor allem Deutsche in Krakau gewohnt, die – wie die „Krakauer Willkür“ zeigt – sich in ostmitteldeutsch-schlesischer Mundart verständigten, in regem Handelsaustausch mit Breslau, Thorn und Prag (sowie anderen Städten Böhmens, Mährens und Schlesiens) standen und 1427 in 28 Zünften organisiert waren. Wie Breslau gehörte Krakau seit dem 14. Jahrhundert der Deutschen Hanse an. Seine Einwohnerzahl belief sich um 1400 schätzungsweise auf 14 000, während Breslau zur gleichen Zeit mit etwa 20 000 Einwohnern und 30 Zünften „zu den größten und wohlhabendsten Städten... zählte“. Während Breslau durch seine verlustreichen Kämpfe gegen Georg Podiebrad und die Hussiten geschädigt wurde, hatte Krakau im Spätmittelalter unter der Konkurrenz Danzigs zu leiden. Seine 1364 gegründete Universität musste im Jahr 1400 wiederbegründet werden. Die Gründung einer konkurrierenden Breslauer Universität, die seit 1409 angestrebt wurde, konnte Krakau durch Intervention beim Papst nach 1505 vereiteln. 1356 wurde auf dem Wawel, der Burg über Krakau, ein „oberster Gerichtshof“ eröffnet, der als höhere Instanz (Oberhof) für das deutsche – das heißt: Magdeburg-Breslauer – Recht in Polen zuständig war.

In der Neuzeit hatte Krakau unter den polnischen Teilungen zu leiden. Ungünstig wirkte sich aus, dass die Residenz der polnischen Könige 1611 endgültig vom Wawel nach Warschau verlegt wurde und dass die Krakauer Burg im 18. Jahrhundert auch ihre Rolle als Krönungsort verlor. 1795 wurde Krakau österreichisch, stand in napoleonischer Zeit unter herzoglich Warschauer Verwaltung und nahm 1815 als Freie Stadt (nach Lübecker Vorbild) die Rolle der Metropole einer kleinen Republik wahr, die sich als schmaler Streifen am Nordufer der oberen Weichsel erstreckte, nicht mehr als 133 000 Einwohner zählte, von denen knapp ein Drittel – nämlich 33 000 – um 1840 in der eigentlichen Stadt Krakau wohnten. In der Satellitenstadt Kazimierz hatte sich ab 1495 ein jüdisches Zentrum mit Städtel-Charakter herausgebildet. Preußen, Österreich und Russland waren als Schutzmächte der kleinen Republik bestellt. Das gab Österreich 1846 die Möglichkeit, nach Niederwerfung des nationalpolnischen Krakauer Aufstandes die Republik sich einzuverleiben und anschließend der souveränen Statthalterei Galizien als Bezirk anzugliedern. Bis 1918 blieb Krakau Bezirkshauptstadt unter einem eigenen Bezirkshauptmann und nach der Statthalterei-Hauptstadt Lemberg wichtigstes Kulturzentrum österreichisch Galiziens.

Seit (1364 bzw.) 1400 war die Unterrichtssprache an der Jagellonischen Universität – wie im Mittelalter üblich – das Lateinische. Die österreichische Studienreform von 1804/05 brachte in dieser Hinsicht keine Änderung. Die Umstellung vom Lateinischen auf die gesprochenen Volkssprache erfolgte erst 1851/52. In „Rückbesinnung auf die kulturelle Tradition“ der genuin deutschsprachigen Stadt wählte man das Deutsche, das nicht nur an der Universität, sondern auch an allen Krakauer Gymnasien eingeführt wurde. Im Zuge der Polonisierung Krakaus ergab sich dann bald ein erneuter Sprachwechsel, woran auch nichts änderte, dass Matthias von Lexer, der wirkungsmächtigste Altgermanist des 19. Jahrhunderts, 1855 – 1856 am Krakauer Obergymnasium unterrichtete: schon 1860 wurde das Deutsche an der Hochschule abgelöst und gegen nicht geringe Widerstände das Polnische an der

Krakauer Universität eingeführt; die Umstellung von Deutsch auf Polnisch erfolgte an den Schulen Galiziens (und damit auch in Krakau) schon 1867 und damit ein Jahr früher, bevor Galizien (analog zum österreichisch-ungarischen Ausgleich) unter einem kaiserlichen Statthalter die Autonomie erlangte. An der 1872 gegründeten Krakauer Akademie der Wissenschaften war Polnisch von Anfang an gängige Verhandlungssprache.

Der Lehrstuhl für Chirurgie war an der Jagellonischen Universität bereits 1779 geschaffen worden; eine damit verbundene klinische Institution konnte die Komisja Edukacyjna indes erst vier Monate später bereitstellen, und das in nur äußerst bescheidenem Rahmen: das 1870 eröffnete Universitätskrankenhaus war im ehemaligen Jesuitenkolleg eingerichtet worden, umfasste lediglich 16 Betten, und diese geringe Bettenzahl war außerdem auf „die Chirurgische, Medizinische und Geburtshilfliche Klinik“ verteilt, was für jede der drei Klinken die Verfügbarkeit auf anteilig fünf Betten beschränkte. Die Verlegung des Universitätskrankenhauses in das ehemalige Karmelitenkloster führte 1788 zur Gründung des General-St. Lazarius-Krankenhauses, verbesserte die Situation aber nur geringfügig, und erst als Chirurgische und Medizinische Klinik 1827 das St. Lazarius-Krankenhaus verließen und außerhalb der Altstadt das Haus der Freimaurer bezogen, erhöhte sich die Bettenkapazität der Chirurgie auf 19 und ergaben sich die räumlichen Verhältnisse, die Mikulicz bei seinem Dienstantritt 1882 vorfand.

„... klein und dunkel“, verstaubt, stinkend. Der Zustand der Chirurgischen Klinik erinnerte an das äußere Bild der Stadt, die beim ersten Hinsehen einen wenig günstigen Eindruck machte: „Krakau ist schlecht gebaut“ heißt es in der Erstauflage des „Brockhaus“, „die Straßen sind krumm und schmutzig. Unter den 73 Kirchen zeichnet sich die Schlosskirche (gemeint ist der Dom) durch ihre gotische Bauart und ihren Reichtum aus...“.

Entsprechend den beschränkten Bedingungen waren auch die Leistungen der Klinikvorstände wenig überzeugend: Rafał Czerwiakowski, der „als Begründer der polnischen Chirurgie... gilt“, war 1779 berufen worden und schied als 60jähriger nach 24 Jahren aus. „Er hatte sich um die Entwicklung der Chirurgie in Polen“ bzw. Österreich verdient gemacht. Als Nachfolger Czerwiakowskis wurde der junge Johann Nepomuk Philipp Rust berufen, der die Klinik von 1803 bis zum Ende der österreichischen Zeit – will sagen: bis zur Eingliederung Krakaus ins napoleonische Herzogtum Warschau (1809) – leitete. Von seinen sechs Nachfolgern, die in den 22 anschließenden napoleonischen bzw. republikanischen Jahren der Klinik vorstanden, hat „keiner dauerhafte Spuren seiner Tätigkeit im Sinne einer wissenschaftlichen oder didaktischen Leistung zurückgelassen“. Eine Wende ergab sich erst 1831 nach dem Polnischen Aufstand bzw. im Zuge der russischen Besetzung der Republik: Der jung berufene Arzt Ludwik Bierkowski, der den Lehrstuhl bis zur Einführung der polnischen Sprache 1860 wahrnahm, erwies sich „nicht nur als geschickter Chirurg, sondern auch als hervorragende Lehrer und vorbildlicher Organisator“. Er richtete das erste pathologische Museum in Krakau ein und gründete in der Bezirkshauptstadt eine orthopädische Anstalt sowie eine Heilgymnastikschule. Beide Krakauer Anstalten gelten als die ersten ihrer Art im Staatsgebiet des heutigen Polen.

Als Pionierleistung im heutigen Polen gilt auch die Einführung der Listerschen Antisepsis. Antoni Bryk ist es gewesen, der das Verfahren bei seinen Operationen anwandte und insofern wird er als der Erste gewertet, der Listers Karbolspray auf dem Gebiet der modernen (Volks-)Republik benutzte. Bryk trat die Nachfolge Bierkowskis 1860 – gleich nach dessen Tod – an. Als Anhänger der deutschen Wissenschaftssprache widersetzte er sich standhaft der Umstellung aufs Polnische und gab seinen Widerstand erst 1869 (als auch der Gymnasialunterricht umgestellt war und die Animositäten gegen ihn zu groß wurden) auf. Nicht nur bei seinen Hörern machte ihn diese Haltung unbeliebt; trotz unbestrittenem ärztlichen Können und chirurgischem Geschick kam er in den Verruf, ein schlechter Pädagoge zu sein und „wurde als Misanthrop“ verunglimpft.

Auf Mikulicz wirkte Krakau also keineswegs verlockend. Und er musste von Billroth überredet werden, sich um die Nachfolge Bryks zu bewerben. Dabei konnte Billroth ihn mit dem Argument überzeugen, dass sich „seines Erachtens... in Österreich keine anderen Aussichten auf eine Berufung für die nächste Zukunft böten“ und Mikulicz deswegen „sofort annehmen“ müsste.

Als sich Mikulicz bei der Krakauer Medizinischen Fakultät vorstellte, war der Berufungsausschuss zerstritten. Bei dem Bemühen, zwischen neun Kandidaten auszuwählen, deren Bewerbungen bereits vorlagen, hatten sich zwei, wenn nicht drei Fraktionen gebildet, und zu einem einstimmigen Beschluss kam man lediglich in Bezug auf den zehnten Bewerber, den die Kommissionmitglieder einhellig ablehnten: Zum Ausschluss des Kandidaten Mikulicz kam es nicht wegen mangelnder fachlicher Eignung, sondern nur deswegen, weil er im Gegensatz zu seinen neun Mitbewerbern – Jan Hofmohl, Leon Lesser, Alfred Obaliński, Ludwig Rydygier, Jan Szeparowicz und anderen – kein Pole war, sodass die Fakultät auf seine fehlenden Polnischkenntnisse verweisen und gegenüber dem Unterrichtsministerium seinen Ausschluss damit begründen konnte, dass er – Johann Mikulicz – „keine genügenden polnischen Sprachkenntnisse besäße, um Vorlesungen halten zu können“.

Theodor Billroth hatte diese Ablehnung schon vorausgesehen. In seinem wenige Wochen nach Bryks Ableben an Eiselsberg adressierten Brief schreibt er: „Mikulicz... ist... bei mir zu deutsch geworden, und ich fürchte, das wird ihn für Krakau unmöglich machen“.

Billroth deutet in diesem Schreiben vom 7. September 1881 aber auch schon das Vorgehen an, wie man Mikulicz „für Krakau möglich machen“ könne, und dabei verfolgte er eine doppelte Strategie:

Der erste Maßnahmenkatalog wurde zur Durchführung Mikulicz überantwortet. Der junge Dozent wurde veranlasst, polnisch zu lernen. Und man legte ihm nahe, in polnischer Sprache in polnischen Fachzeitschriften zu publizieren. Und schließlich wurde er gebeten, seine Schwester Emilia ins Benehmen zu setzen, weil deren Verbindungen über Krakau hinaus bis nach Lemberg, in die Hauptstadt der Statthalterei Galizien reichten, und diese Verbindungen gedachte Billroth zu nutzen.

Mikulicz hatte in Czernowitz und in Prag slawischen Sprachkontakt: Im Buchenland bekam er – neben dem Ostmitteldeutschen, Jiddischen und Walachischen – auch Ruthenisch (die Sprache der Ukrainer) zu hören, und in Prag lebte er in einer Stadt, die wenige Jahre vor seiner Ankunft die Dominanz der Deutschsprachigkeit

verloren und eine tschechischsprachige Mehrheit bekommen hatte. Während das Rutheische, kyrillisch geschrieben, dem Russischen nahestand, war das Tschechische im Reichsland Böhmen(-Mähren) durch viele Jahrhunderte deutschsprachiger Überdachung bis in seine Grammatik geprägt worden. Nicht zu vernachlässigen ist Mikuliczs Tätigkeit als Sprachlehrer, die zwar auf die deutsche Hochlautung und Bühnensprache ausgerichtet war, ihn aber auch – in Wien unvermeidlich – Schüler slawischer Muttersprachen unterrichten ließ. (Ich erinnere mich, dass mein Vater Walther Keil, der dem sowjetischen Stadtkommandanten Rostocks in den 1940er Jahren das Deutsche beibrachte, nach diesem seinem Deutschunterricht das Russische so gut beherrschte, dass er an der Hochschule als Russischlehrer tätig werden konnte.)

Als Johann Mikulicz im Spätsommer 1881 sich entschloss polnisch zu lernen und sich als Pole vorzustellen, verfügte er über bestenfalls rudimentäre Slawischkenntnisse. Seine schlesische Stiefmutter (Valerie Peschkettel) bezeichnet diese Kenntnisse für die „Jugendzeit“ ihres Sohnes als „mangelhaft“ und für das Jahr 1881 als „beinahe ganz vergessen“. Dennoch äußert sie sich anerkennend über die „eiserne Energie“, mit der ihr Sohn begonnen hatte, von dieser ihm fremden Sprache wenigstens „so viel zu erlernen, um darin vortragen zu können“.

Mikulicz hatte das Polnische als Fremdsprache erlernt, sein Ziel indessen war nicht nur der Gebrauch des Polnischen als „Vorlesungssprache“, sondern er hatte sich vorgenommen, die zu erlernende Fremdsprache „musterhaft und sprachfehlerlos“ zu beherrschen: „... ich möchte“, so schreibt er seiner Schwester Emilie „nach Krakau nur als perfekter Pole gehen“.

Der Weg nach Krakau war freilich mühsam und erforderte hinsichtlich angestrebter Perfektion in der Tat „eiserne Energie“. Mikulicz beschränkte sich nicht auf das lehrbuchgestützte Vokabellernen, sondern stellte – entsprechend seinen Erfahrungen als Sprachlehrer – den „jungen polnischen Arzt Dr. Dobozinski“ ein, der ihm „wie ein Schatten“ folgte, nicht nur in der chirurgischen Ambulanz um ihn war, sondern als Gast ihn auch in die Wohnung begleitete und im häuslichen Milieu ausschließlich „polnisch sprach“, obwohl Henriette, Mikuliczs Frau, kein Polnisch verstand, Mikuliczens „zweifelhaftem Polentum“ ablehnend gegenüber stand und – nicht nur in Wien, sondern anschließend auch in Krakau – sich „eigensinnig“ weigerte, Polnisch zu lernen.

Mikulicz ging beim Kraftakt des aktiven und passiven Spracherwerbs bis an seine Leistungsgrenzen. Auf Wünsche und Bedürfnisse seiner Frau, seiner engeren Familie wurde keine oder nur wenig Rücksicht genommen. Berücksichtigt wurden nur die beruflichen Anforderungen seiner Abteilungsleiterfunktion in der Medizinischen Poliklinik, die er nicht vernachlässigen wollte, „ehe“ das Ministerium nicht entschieden und er „nicht seine Berufung habe“.

Zur Unterstützung des Eingewöhnens in die kulturpolitischen und sprachlichen Bedingungen Krakaus trug neben Dr. Dobozinski auch Hillary Schramm bei, den Mikulicz als seinen Nachfolger empfohlen und Billroth als Assistenten eingestellt hatte. „Schramm hatte das medizinische Studium im Jahre 1880 in Krakau beendet und ein Jahr lang als zweiter Assistent an der Chirurgischen Klinik bei Antoni Bryk gearbeitet“. Er verfügte über intime Kenntnisse aus der Krakauer Universität und

über unschätzbare Insiderwissen aus der Medizinischen Fakultät, arbeitete eng mit Mikulicz in der Wiener Vorbereitungsphase zusammen und ist wahrscheinlich auch konsultiert worden, wenn Billroth mit Krakauer Fakultätsmitgliedern in Verbindung trat, um Bedenken hinsichtlich fehlender Polnischkenntnisse Mikuliczs auszuräumen. Dabei bediente sich der berühmte Wiener Chirurg drastischer Allegorien – beispielsweise, wenn er einem Krakauer Kollegen schrieb: „Sehen Sie Mikulicz nur erst operieren, und Sie werden ihn zu gewinnen trachten, auch wenn er ein taubstummer Chirurg wäre“.

Mikuliczs Plan, „behufs feinerer polnische Ausbildung auf zwei Monate nach Warschau zu gehen“, hat sich im ebenso dramatischen wie knappen Zeitraum des Spracherwerbs (von September 1881 bis Oktober des Folgejahrs) nicht verwirklichen lassen. Dagegen hat er gleich zu Anfang seiner Lernphase damit begonnen, polnisch zu publizieren, indem er doppelgleisig veröffentlichte und die polnische Übersetzung seiner Originalien zuerst in einem polnischen Periodikum herausbrachte und die deutsche Urfassung dann in deutschen Fachzeitschriften nachreichte. So erstmals geschehen im Spätsommer 1881: Seine Studie „Über die Verwendung des Jodoforms bei der Wundbehandlung und dessen Einfluss auf fungöse und verwandte Prozesse“ erschien ab dem 10. September 1881 mit neun Folgen im *Przegląd lekarski*, der Wochenschrift des Krakauer und des Galizischen Ärztevereins, und mit nur geringer zeitlicher Verschiebung ließ dann Mikulicz den deutschen Urtext in drei deutschsprachigen Fachzeitschriften abdrucken (zweimal in vollem Wortlaut, einmal gekürzt), und außerdem erschien noch ein Referat des Aufsatzes in der Berliner klinischen Wochenschrift. In entsprechend mehrgleisigem Vorgehen hat Mikulicz weitere Publikationen in seiner Krakauer Zeit herausgebracht und erst 1887, als seine Berufung in den preußischen Staatsdienst feststand, hat er mit der Zweisprachigkeit durch Parallelveröffentlichung in deutschen und polnischen Organen aufgehört.

Unterstützung für sein Vorhaben, nach Krakau zu gehen, erhielt Mikulicz durch seine Schwester Emilie, die ihn schon während seiner Studienzeit gefördert hatte und seit 1869 mit Alexander von Zborowski, dem Statthaltereirat und Bezirkshauptmann von Krakau verheiratet war. Nicht nur über ihren Mann verfügte sie über Beziehungen in die galizische Hauptstadt; sie selbst war in Lemberg als Gesellschaftsdame tätig gewesen: sie hatte eine Anstellung im Hause Seiner Exzellenz Alfred Graf Potockis gefunden, unterrichtete die Töchter des kaiserlichen Statthalters von Galizien als Musiklehrerin und hatte den Komtessen von deutscher Hochlautung bis zum Ensemblespiel all das beigebracht, was sie in Prag bei Professor Proksch gelernt hatte (und mit ihrem fünf Jahre jüngeren Bruder Johann immer wieder übte). In Lemberg hatte sie auch ihren Mann, den damaligen Statthaltereirat, kennengelernt. Die Hochzeit fand im Haus der Familie Potocki statt, die ihre Musiklehrerin mit einer vollständigen Aussteuer ehrte und ihr zum Abschied einen Bösendorfer-Flügel schenkte.

Diese Verbindungen von Wien über Krakau in die Statthalterei-Hauptstadt konnte Billroth im Rahmen des zweiten Maßnahmenkatalogs nutzen, für dessen Durchführung er selber verantwortlich zeichnete. Nachdem er seinem habilitierten Assistenten für den ersten Teil der Maßnahmen – Spracherwerb, polnische Publika-

tionen, Bahnung von Verbindungen – gewonnen hatte, wandte er sich ans Unterrichtsministerium, das seinem Plan, Mikulicz gegen den Willen der Hochschule nach Krakau zu katapultieren, wohlwollend prüfte und bald nachdrücklich unterstützte. Die Unterstützung zeigte sich darin, dass man im Ministerium den ersten Listenvorschlag der Fakultät zurückwies und sich über den zweiten kommentarlos hinwegsetzte.

Nachdem sich Mikulicz als verspäteter Kandidat vorgestellt hatte, war die zersplitterten Krakauer Fakultät doch zu einer Einigung gekommen und hatte dem Wiener Unterrichtsministerium einen Zweiervorschlag vorgelegt. An erster Stelle benannte sie Dr. Ludwig Rydygier, der sich in Jena habilitiert hatte und als Primarius eine Privatklinik in Chełm leitete, und für den zweiten Listenplatz nominierte sie den Privatdozenten Leon Lesser aus Leipzig. Beide Kandidaten wurden seitens des Wiener Unterrichtsministeriums abgelehnt. In seiner Stellungnahme gegenüber der Krakauer Medizinischen Fakultät, die erst nach Ablauf von acht Monaten erfolgte, begründete das Ministerium seine Entscheidung mit dem Vermerk, dass beide vorgeschlagenen Ausländer seien und Ausländer nur berufen werden könnten, wenn sich in Österreich oder Ungarn kein geeigneter Bewerber fände. Im gleichen Bescheid annullierte das Ministerium den seitens der Fakultät verfügten Ausschluss von Mikulicz aus dem Berufungsverfahren, indem es darauf hinwies, dass das seitens der Fakultät vorgebrachte Ausschlusskriterium – mangelnde Polnischkenntnisse – inzwischen hinfällig geworden sei, da Mikulicz sich zwischenzeitlich die erforderlichen Sprachkenntnisse angeeignet hätte und mittlerweile durchaus in der Lage sei, polnisch vorzutragen.

Die eilends zusammengetretene Krakauer Fakultät war von den Angaben zu Mikulicz nicht überzeugt. Sie pochte auf das seit 1860 verbriefte Recht ihrer polnischen Vorlesungssprache, verwies darauf, dass nach ihrem Kenntnisstand Mikulicz noch immer nicht „den Geist der polnischen Sprache“ sich „angeeignet hätte“ und dass er keineswegs in der Lage sei, „sich mit den polnischsprachigen Hörern fließend zu verständigen“. Und für den Fall, dass die in engere Auswahl gezogenen Bewerber unbedingt „Bürger der Österreichisch-ungarischen Monarchie“ sein müssten, unterbreitete sie dem Wiener Unterrichtsministerium einen neuen Listenvorschlag, der den Privatdozenten Jan Hofmokl aus Wien an zweiter Stelle nannte und dem Privatdozenten Alfred Obaliński aus Krakau den ersten Listenplatz zuwies. Obaliński war im Vorfeld des ersten Listenvorschlags für eine Nominierung *primo et unico loco* gehandelt worden. Er hatte nach dem Tode Bryks *cum spe* die kommissarische Leitung der Chirurgischen Klinik übernommen, und da er außer der Lehrstuhlvertretung auch noch weiterhin die Aufgaben eines Primarius am St. Lazarius-Krankenhaus wahrnahm, konnte er die an der Klinik herrschende Notlage hinsichtlich zu geringer Bettenzahl dadurch lindern, dass er die Betten seiner chirurgischen Abteilung am Lazarius-Spital in Notfällen mit Patienten aus der Chirurgischen Universitätsklinik belegte. Mit diesem Vorgehen hatte er bei seinen klinischen Kollegen Anerkennung gefunden und die Hoffnung geweckt, dass bei seiner Berufung die beiden Einrichtungen – Chirurgische Universitätsklinik und chirurgische Abteilung des Lazarius-Spitals – „in einer Hand“ zusammengeführt und so durch Personalunion die Kapazitäten der Krakauer Chirurgie „vergrößert“ werden

könnten. Eines der Probleme, mit denen Mikulicz während seiner Krakauer Zeit – in der Regel frustriert – zu ringen hatte, zeichnete sich bei diesem Konzept der Kapazitätsausweitung schon ab.

Das Wiener Unterrichtsministerium hat niemals in Erwägung gezogen, sich mit dem zweiten Listenvorschlag – der Nominierung Hofmokl/Obaliński – argumentativ auseinanderzusetzen. Als der Erstvorschlag aus Krakau eintraf, hatte sich das Ministerium unter dem Einfluss Billroths bereits für Mikulicz entschieden. Um den jungen Billroth-Schüler gegen die Vorschläge der Fakultät durchzusetzen und berufen zu können, bedurfte es nur noch des Sondervotums eines „einflussreichen, maßgebenden Polen“. Und eine solche einflussreiche polnische Persönlichkeit ließ sich finden, und zwar durch die Beziehungen von Mikulicz und Emilia Zborowska nach Lemberg.

Billroth hat die Verbindungen Mikuliczs nach Lemberg strategisch genutzt. Nachdem es ihm gelungen war, das Wiener Unterrichtsministerium zu überzeugen, sah er als Kernstück seines zweiten Maßnahmenkatalogs, dass er noch für ein überzeugendes Sondervotum zu sorgen hatte: Er reiste nach Lemberg, „suchte den einflussreichen Statthalter von Galizien, Potocki auf“ und erzielte durchschlagenden Erfolg. Nur „ein paar Tage später“ hatte Mikulicz „ein Gespräch mit Potocki“, bei dem ihm der Graf „die notwendige Unterstützung“ zusicherte. Und diese Zusage hat Alfred Graf Potocki umgehend eingelöst. Obwohl im 66. Lebensjahr stehend und von Altersbeschwerden heimgesucht, machte sich der Statthalter Galiziens noch einmal auf den für ihn zunehmend mühsameren Weg in die kaiserlich-königliche Hauptstadt. Bei dieser „seiner letzten Anwesenheit in Wien“ sprach er eigens im Unterrichtsministerium vor, setzte sich „als eifrigster Fürsprecher für Mikulicz“ ein, trug sein Sondervotum zunächst mündlich vor, reichte in schriftlicher Form den Text aus Lemberg nach, und nachdem er sich auf diese Weise „entschieden für“ die Berufung Mikuliczs „ausgesprochen“ hatte, nahm das Berufungsverfahren die Wendung zu Mikuliczs Gunsten und galt „für entschieden“, noch ehe das Ministerium die Krakauer Fakultät hinsichtlich der Ablehnung des ersten Listenvorschlags (Rydygier/Lesser) verständigt hatte.

Die Entscheidung im Ministerium war Anfang Juli 1882 gefallen; Gerüchte über die Entscheidung kamen im August auf; über die Ablehnung des ersten Listenvorschlags hatte das Unterrichtsministerium die Krakauer Medizinische Fakultät am 9. Juli in Kenntnis gesetzt; auf den Kompromiss des zweiten Listenvorschlags ging das Ministerium nicht mehr ein. Die Unterlagen für die Berufung waren bereits nach Schönbrunn gesandt worden, und am 7. September unterschrieb Kaiser Franz Josef die Ernennungsurkunde. Dr. Johann Mikulicz war damit „zum ordentlichen Professor der Chirurgie“ ernannt und „auf den Lehrstuhl für Chirurgie an der Jagellonischen Universität in Krakau berufen“.

Die Maßnahmen Billroths hatten gegriffen; allen Beteiligten hatten sie viel abverlangt. Das gilt nicht zuletzt für Emilias Gatten, Alexander von Zborowski, der – „als Pensionär in Krakau ansässig“ – sich stets für seinen jüngeren Schwager einsetzte und sein Ansehen, das er als Statthaltereirat und Bezirkshauptmann gewonnen hatte, in die Waagschale warf, als es 1882 und 1895 jeweils um die Berufung von Johann Mikulicz ging.

Am meisten von der Strategie Billroths betroffen war der junge Wiener Privatdozent selbst, der unter dem ersten Maßnahmenkatalog – nicht anders als seine Frau – zu leiden hatte und den die Anforderungen des Polnisch-Lernens an den Rand seiner Leistungsfähigkeit führten. Dass die stringenten Auflagen des Fremdsprachenerwerbs selbst jene „eiserne Energie“ zu brechen drohten, die seine Stiefmutter an ihm rühmte, zeigen Symptome beginnender Verzweiflung, die sich in Mutlosigkeit und trotzigem Aufbegehren zu erkennen gab: In einem Brief an seine Schwester Emilie gesteht Mikulicz, dass er im Frühsommer 1882 „die Sprache“ – er meint das Polnische – bereits „aufgegeben hatte“ und erklärte, „kein Wort mehr polnisch... lernen“ zu wollen, es sei denn, dass er seine „Berufung“ in Händen halte; die Mühen des Fremdsprachenerwerbs habe er erst wieder auf sich genommen, als man ihn in Wien und von Lemberg aus „dringend ersuchte, weiter polnisch zu lernen“.

Mikulicz in Krakau, der „perfekte Pole“

Johann Mikulicz wollte „nach Krakau nur als perfekter Pole gehen“. Als er sich im September zusammen mit Hillary Schramm auf den Weg machte, setzten die beiden im Interesse des Spracherwerbs ihre Konversation auf polnisch fort. In der Fakultätssitzung vom 21. Oktober 1882 vollzog der Dekan der Medizinischen Fakultät das Ritual und nahm Mikulicz feierlich „in das Gremium der Professoren der Jagellonischen Universität zu Krakau auf“. Gemeinsam mit dem Dekan machte Mikulicz den Vorschlag, beim Unterrichtsministerium in Wien den Antrag zu stellen, dass Dozent Obaliński, der kommissarische Leiter der Chirurgischen Klinik, „zum (außerplanmäßigen) Professor für Chirurgie ernannt“ werden sollte. Vorausgehend hielt Mikulicz eine kurze Rede, in der er sich als Rückkehrer in seine Heimat auswies und versprach, sich große Mühe geben zu wollen, „ein guter Lehrer für die Studenten zu sein“.

Mit der Ernennung von Obaliński, die mit dessen „didaktischen und wissenschaftlichen Verdiensten“ begründet wurde, hatte Mikulicz einen unterlegenen Mitbewerber geehrt, einen möglichen Kontrahenten besänftigt und gleichzeitig die gedeihliche Zusammenarbeit seiner Universitätsklinik mit der Chirurgischen Abteilung des führenden außeruniversitären Krankenhauses in Krakau gesichert. Mit der kurzen Rede über seine „Rückkehr in die Heimat“ gelang es ihm indessen nicht, die aufgebrachte und gedemütigte Fakultät für sich einzunehmen.

„Mikulicz“ war „den Krakauern aufgezwungen“ worden. „Das war eine Niederlage der Medizinischen Fakultät, wie sie seit Menschengedenken nicht vorgekommen war“ – so lautete das allgemeine Urteil – und man stellte seitens polnischer Fachhistoriker fest, dass „zum ersten und zum letzten Mal in der Geschichte der Jagellonischen Fakultät... das Ministerium“ die „von der Fakultät vorgeschlagenen Kandidaten außer Acht“ gelassen und stattdessen „einen eigenen Kandidaten“ berufen hatte, der noch dazu „seinerseits von der Fakultät abgelehnt“ und aus dem Berufungsverfahren ausgeschlossen worden war.

Nicht nur die Fakultät fühlte sich düpiert; es handelte sich vielmehr um „eine Niederlage des Senats der Krakauer Universität, wie sie noch nie vorgekommen war“. Die Betroffenheit der Fakultät, der Unmut der Universität teilte sich – mit Ausnahme des Städtels – der ganzen Stadt mit und steigerte sich zu so starker Erregung, dass seitens der Stadtverwaltung tumultartige Übergriffe nicht ausgeschlossen werden konnten. Man sah sich gezwungen, für Personenschutz zu sorgen und „den Eingang zur Universitätsaula mit Polizei zu umstellen“, als Mikulicz zwei Tage nach der Fakultätssitzung und Aufnahmezeremonie am 25. Oktober 1882 seine „Inaugurationsvorlesung“ hielt. Und diese öffentliche Vorlesung brachte die Wende:

Mikulicz hatte seine Antrittsvorlesung der „Bedeutung der modernen Chirurgie für den klinischen Unterricht“ gewidmet und unter den Titel „O wplywie chirurgii nowoczesnej na kształcenie ucników w klinice chirurgicznej“ gestellt. Der Wortlaut erschien fünf Tage später schon als Anreißer im *Przegląd lekarski* (der Krakauer Wochenschrift „Ärztliche Rundschau“) und kam im deutschen Urtext ein Jahr danach auch in der „Wiener medizinischen Wochenschrift“ heraus. Die deutsche Fassung ist gekürzt. Hier hat Mikulicz das ganze erste Kapitel ausgelassen. Er tat dies wegen des heiklen Inhalts. Zu Beginn seiner „Inaugurationsvorlesung“ hatte er nämlich „Worte ausgesprochen...“, die als sein konformistisches Einschwenken auf den polnischen Nationalismus betrachtet werden müssen und seitens seines völkisch engagierten Umfelds als Nationalitätsbekenntnis gewertet wurden“. Die polnische Historiografie hat dies entsprechend interpretiert, wie Formulierungen erkennen lassen: „In Wirklichkeit entstammte Mikulicz einer polnischen Familie...“.

Für Mikulicz war die Angelegenheit von Anfang an peinlich. Direkten Fragen wich er nach dem Verlassen Krakaus aus. Auf seine Nationalität angesprochen, was er denn sei, Deutscher oder Pole, antwortete er ausweichend mit dem Witz: „Ich bin Chirurg“. Zdzisław Wiktor hat ihn „der Kultur zweier Nationen“ zugeordnet, „einerseits der polnischen, ... andererseits der deutschen“. Seine Angehörigen waren der Auffassung, dass „seine Familie ... absolut deutsch“ sei, und konzipierten lediglich aus Rücksicht auf die Staatsbürgerschaft die Differenzierung, dass er zunächst „Österreicher“ gewesen sei und erst durch den Eintritt in den preußischen Staatsdienst „Deutscher“ geworden wäre. Aus europäischer Unionsperspektive ergibt sich die neutralisierende Formulierung: „Die Frage seiner Nationalität ist müßig; Mikulicz war ein Buchenland-Europäer“. Den – von ihm als „fingiert“ beargwöhnten – „altpolnischen Adelstitel“ Radecki, der seinen Bruder in den österreichischen Ritterstand erhob, ließ er sich als preußisch nostrifizieren mit dem anteponierten Namenszusatz „(Freiherr) von“ und dem durch Bindestrich angehängten Kompositionsglied „Radecki“. Eine Übersetzung der Provenienzbezeichnung „Radecki“ in „von Radeck“ unterblieb – vielleicht war die zuständige Behörde des Polnischen nicht mächtig. Die emblematischen Motive des 1899 genehmigten Wappens (Tatzenkreuz, Lilie, Helm, Krone, Mond) nehmen anscheinend gleichfalls auf den postponierten Namenszusatz keinerlei Bezug.

Unter dem Motto „Er ist von Geburt Pole“ hatte Billroth seine Berufsstrategie für Krakau entwickelt und die Polonisierung Mikuliczs im ersten Maßnahmenkatalog festgelegt. Dieser Strategie der Polonisierung hat sich der junge Dozent unterworfen, und er tat es offensichtlich mit gemischten Gefühlen. Was die Notwen-

digkeit des Spracherwerbs anbelangte, so war für ihn, den Deutschlehrer, das „perfekte“ Lernen der polnischen Fremdsprache eine Aufgabe, die er als intellektuelle Herausforderung empfand und der er sich trotz allen Mühen gerne und mit didaktischem Geschick unterzog. Was die aus geglücktem Spracherwerb sich ergebende Folge betraf, die eigene Volkszugehörigkeit zu verleugnen und eine fremde Nationalität vorzutauschen, so kamen ihm offensichtlich schon zu Beginn seiner Krakauer Tätigkeit ernstliche Zweifel, sodass er sein opportunistisches „Einschwenken auf den polnischen Nationalismus“ gegenüber der deutschsprachigen Öffentlichkeit zu verbergen suchte, und was so weit ging, dass er aus der deutschen Parallel-Veröffentlichung seiner Antrittsvorlesung die peinlichen Passagen herausstrich.

Mikulicz hat seine Nationalitätsumwandlung „nie widerrufen bzw. durch ein entgegengesetztes Bekenntnis“ aufheben müssen. Sein opportunistisches „Nationalitätsbekenntnis“ vom 23. Oktober 1882 ist „im deutschsprachigen Raum nicht bekannt geworden und wurde dort erst neun Jahrzehnte später angedeutet bzw. 107 Jahre später publik gemacht. In dem von Janusz Hafatek veröffentlichten Text lautet die (in der deutschen Parallelfassung unterdrückte) Präambel der Antrittsvorlesung wie folgt:

„Meine Herren! Die Berufung auf den Lehrstuhl für klinische Chirurgie an der alterthümlichen (!) Jagellonischen Universität legt mir die ehrenhafte und wichtige Pflicht auf, Sie in einem der wichtigsten Zweige der medizinischen Kunst und der medizinischen Kenntniss (!) auszubilden. Glauben Sie mir bitte, meine Herren, dass ich mit Stolz und Freude den Lehrstuhl übernommen habe, dessen Universität zu den ältesten im zivilisierten Europa gehört und deren Gründung und Entwicklung in engster Verbindung mit der glänzenden Periode der polnischen Geschichte steht. Gleichzeitig bin ich von der großen Bedeutung meiner Aufgabe und den damit verbundenen Schwierigkeiten überzeugt. Aus sich selbst ist es doch eine schwierige Aufgabe, einer größeren Zahl von Studenten so viel Wissen und chirurgisches Können beizubringen, wie es notwendig ist, um den ärztlichen Beruf verantwortungsvoll ausüben zu können. Für mich persönlich sind zusätzlich zwei erschwerende Faktoren hinzugekommen, obwohl einer, wie ich hoffe, keinen nachteiligen Einfluss auf unsere Arbeit haben wird. Ich denke an die Vorlesungssprache.

Meine Herren! Es wurde mir vorgeworfen, dass ich der polnischen Sprache nicht mächtig sei, die für mich, so wie für jeden von Ihnen, Muttersprache ist. Es ist wahr, dass ich durch den dauernden Aufenthalt an den deutschen wissenschaftlichen Anstalten unsere Sprache vernachlässigt hatte, sodass es mir viele Jahre an der Übung der polnischen Sprache fehlte. Ich werde es für meine erste Pflicht halten, die Mängel in kürzester Zeit auszugleichen, und ich hoffe, bald diesen Anforderungen genügen zu können, die von einem Professor der Jagellonischen Universität verlangt werden. Bis dahin bitte ich Sie um etwas Geduld, und ich hoffe, dass Ihnen meine praktischen Anweisungen einen musterhaften und sprachfehlerlosen Vortrag ersetzen.

Was den zweiten erschwerenden Faktor betrifft, <so> lässt sich dieser nicht so schnell beseitigen. Das ist die sehr mangelhafte Einrichtung unserer Klinik. Ich habe die feste Zuversicht, dass bald unsere Regierung an den schon beschlossenen Bau der neuen Klinik herangeht, die den modernsten Anforderungen entspricht. Ich

habe auch die feste Zuversicht, dass unser Rektor magnificus und unser Dekan keine Mühe scheuen <werden>, um alle Hindernisse zu beseitigen. Doch werden wir noch ein paar Jahre in der alten Klinik arbeiten müssen.“

Was den ersten „erschwerenden Faktor“ betrifft, so war er mit dem „Nationalitätsbekenntnis“ verbunden. Dadurch, dass Mikulicz für Polen votierte, sich als Heimkehrer auswies und sich als muttersprachlichen Polen vorstellte, konnte er „die ihm feindlich gesonnen Zuhörer für sich“ einnehmen und „viele Bürger der Stadt für sich“ gewinnen. Die kleine Stadt, eben noch gegen ihn aufgebracht und einem Aufruhr nahe, schwenkte in jähem Mentalitätswandel von Wut und Abwehr auf Zuneigung um und trug „ihren“ Mikulicz in den folgenden fünf Jahren auf Händen, wobei die Begeisterung für „Jan Mikulicz“ über die Grenzen der kleinen Stadt hinaus reichte und auf den ganzen Bezirk, wenn nicht auf das westliche Galizien übergreif. „Die Studenten verehrten ihn sehr“. Der Hörsaal „war immer voll“, mit „eiserer Konsequenz“ leitete er die praktischen Übungen, unterstützt von seinen Assistenten zog er die practicando Studierenden „zur Assistenz, zur Narkose und zum Reichen der Instrumente heran“. Die Krakauer Ärzte wählten einstimmig Mikulicz zwei Tage nach seinem „Nationalitätsbekenntnis“ zum ordentlichen Mitglied der Towarzystwa lekarskiego krakowskiego, schätzten seine Vorträge und sein Mitwirken an den Sitzungen, waren dankbar für die Patienten, die er vorstellte, nahmen auch seine Assistenten auf und waren beeindruckt, dass er in allen Beiträgen nicht nur die Chirurgie abdeckte, sondern Kompetenz „für die gesamte Medizin“ bewies. So berichtete er über den Aussatz, den er 1884 in Skandinavien an norwegischen Leprösen untersucht hatte, und referierte die Ergebnisse einer physiologischen Studie, die er gemeinsam mit Napoleon Cybulski 1886 auf 87 durchgeführt hatte und die sich mit dem „Schluckmechanismus beim Menschen“ befasste; die Krakauer Akademie der Wissenschaften nahm sich der Veröffentlichung an. – Das wachsende Ansehen, das er und seine Assistenten sich durch ihre Beiträge erwarben, schlug sich nieder in übertragenen Funktionen: Am 3. Februar 1886 wurde er in den Industriausschuss der Ärztesgesellschaft berufen; die „Ärztliche Rundschau“ gestaltete er zum Referateorgan um und begleitete sie mit einem Jahrbuch für die Originalien. Seine Kollegen dankten ihm seine Aktivitäten, die auch zu industrieller Herstellung medizinischer Instrumente bzw. Präparate führten, indem sie ihm weitreichendes Vertrauen entgegenbrachten und ihn 1885 zum Vizepräsidenten wählten. Als sie ihm am 16. Dezember 1886 ihre Stimme für das Amt des Präsidenten gaben, ahnten sie nicht, dass sie ihn wenige Wochen später für immer verlieren würden.

Mikulicz fand stets für den einzelnen Kranken Zeit. Die Intensität, mit der er sich um ihn kümmerte, entsprach der Schwere des Falles. Soziale Unterschiede wurden nicht gemacht, zwischen den Religionen wurde nicht differenziert; Honorarverzicht ist bezeugt. Dass die Patienten ihn liebten und verehrten, liegt auf der Hand: „Während seiner fünfjährigen Tätigkeit“ hat „Mikulicz die Herzen buchstäblich aller Bürger Krakaus gewonnen“.

Nun war es nicht nur sein Sozialverhalten, seine Leutseligkeit, die ihm „die Herzen... aller“ Krakauer zufliegen ließ. Wesentlich zu seiner Wertschätzung und Verehrung trugen seine wissenschaftlichen Leistungen und sein ärztliches Können bei. Erfolgreich war Mikulicz als Chirurg. In dringenden Fällen operierte er – unter-

stützt von seinem ersten Assistenten – auch bei Hausbesuchen außerhalb der Klinik. Am St.Lazarius-Krankenhaus vertrat er als Operateur den erkrankten Professor Obaliński.

Die Krakauer Chirurgische Universitätsklinik war beim Dienstantritt von Mikulicz eine „übel beleumundete Stätte“, deren Mängel weder Bryk noch Obaliński hatten beheben können. Insofern war es Mikulicz „etwas bange zu Muthe“, als er in dieser „sehr mangelhaften Einrichtung“ seine „Thätigkeit als Chirurg beginnen sollte“. Obwohl es auch ihm nur höchst unzureichend glückte, die gravierenden Mängel abzustellen, ist es ihm doch gelungen, durch ärztliches Können und organisatorische Maßnahmen seinem Haus einen glänzenden Ruf zu verschaffen und durch die Erfolge auch seiner Mitarbeiter die Krakauer Klinik an die Seite der führenden chirurgischen Universitätskliniken des deutschsprachigen Raumes zu stellen. Die Breslauer Chirurgische Universitätsklinik führte er zwei Jahrzehnte später an die Weltspitze.

Über Berichte, Statistiken und wissenschaftliche Publikationen ist die Tätigkeit von Mikulicz und seinen Krakauer Mitarbeitern dicht belegt. Mikulicz veröffentlichte in seinen Krakauer fünf Jahren 30 – meist grundlegende – Originalien, die durch 27 wissenschaftliche Aufsätze seiner Assistenten ergänzt wurden; 16 davon hatte Hillary Schramm verfasst, 8 stammen aus der Feder von Rudolf Trzebicki und 3 (bakteriologisch-mikrobiologische Studien) hat Aleksander Bossowski beigesteuert.

Die mikrobiologischen Arbeiten von Dr. Bossowski deuten bereits auf den neuralgischen Punkt des mangelhaft ausgestatteten Hauses: An der Krakauer Chirurgischen Universitätsklinik erwiesen sich die Wundinfektionen als schwer beherrschbar. Antoni Bryk hatte in den zwei Jahrzehnten, in denen er die Klinik leitete, unentwegt mit Rotlauf (Erysipel), Phlegmonen und Blutvergiftung (Pyämie) zu kämpfen. „Zeiten, in welchen kein Erysipelfall in der Klinik vorkam“, gehörten „zu den Ausnahmen... Im Jahre 1879“ – kurz vor seinem Tod – „hatten sich die Rotlauffälle so sehr gehäuft, dass Bryk sich mit dem Gedanken tragen musste, die Klinik zu schließen“. Alfred Obaliński, der nach Bryks Tod die kommissarische Leitung der Klinik übernahm, hat deshalb aus Furcht vor Wundkomplikationen in den zwölf Monaten seines Kommissariats es niemals gewagt, eine Laparotomie in der Universitätsklinik durchzuführen. Durch solches Vermeiden größerer Eingriffe ist es ihm gelungen, die durch Wundinfektion bedingten Todesfälle auf 4 % zu reduzieren.

Mikulicz war vor seinem Eintreffen in Krakau auf die Komplikationen der Wundheilung schon vorbereitet. Sein Vorgänger Antoni Bryk gilt als der erste, der auf dem Gebiet des heutigen Polens die antiseptische Wundbehandlung durch Karbolspray eingeführt hatte. Sie nutzte ihm wenig. Mikulicz hatte sich schon 1879 vom Phenol-Sprühen abgewandt, als er dessen exzessiven Gebrauch am Londoner Kings College Hospital beim geadelten Joseph Lister über sich ergehen lassen musste. Sein Lehrer Billroth war erst 1875 – acht Jahre nach Listers Empfehlung – zum Versprühen der Karbolsäure übergegangen und vermied Infektionen lieber durch peinliche Sauberkeit. „Reinlichkeit bis zur Ausschweifung“ war seine Maxime.

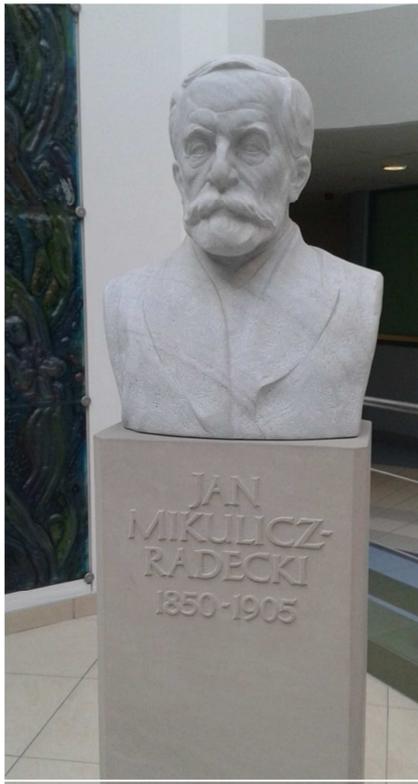


Abbildung: Büste von Johann Mikulicz-Radecki im Univesitätsklinikum Breslau (Borowska 213, Wrocław), aufgenommen von der Gastroenterologin Dr. Katarzyna Neubauer anlässlich eines Vortrages von einem der Herausgeber (Prof. Günter J. Krejs) in Breslau am 25.9.2014

und als zweite Schicht aufgelegt. Das Sägemehl hat Mikulicz 1883 mit Holzteeer imprägniert. Mit der antiseptischen Wirkung war Mikulicz in hohem Maße zufrieden: Die Verbände entsprächen – so sagt er – „den Anforderungen“ an ein gutes Verbandmaterial „in jeder Richtung vollkommen... ; nur in einigen Ausnahmefällen riefen die getheerten Säckchen eine leichte Röthung der direkt anliegenden Haut hervor. Doch sah ich nie ein eigentliches Erythem oder gar Ekzem davon entstehen.“

Anmerkung der Herausgeber: Aus persönlichen Gründen war es Prof. Keil in der vorgegebenen Zeit nicht möglich, diesen Beitrag, der im Vortrag für Prof. H.F.K. Männl die Zeit von Mikulicz bis zum Tod in Breslau (1905) umfasste, wiederzugeben. Der vorliegende Beitrag beschränkt sich daher auf die Zeit bis Berufung nach und Wirken in Krakau und enthält keine Quellenangaben und Literaturzitate. Die Herausgeber wünschen aber dennoch unbedingt eine Veröffentlichung hier in Band 34. Eine vollständige Wiedergabe des Vortrages folgt in einem späteren Sonderheft. Leider befindet sich in diesem Band 34 neben dem Festvortrag für Prof. Männl auch der Nekrolog für ihn (Seite 367).

Mikulicz reduzierte die Verwendung des Phenols, begrenzte die Anwendung des Karbolsprühens auf äußerst eine Stunde, brachte konkurrierend zum Versprühen die Berieselung zum Einsatz und hatte zusätzlich zur Irrigation der Wunde gute Erfolge mit Jodoform, das er flüssig zur Desinfektion des Operationsfeldes benutzte und darüber hinaus als Pulver, als Salbe sowie über imprägnierte Gaze zum Einsatz brachte. Beim antiseptischen Imprägnieren von Schwämmen spielten Kochsalz, Natriumhydrosulfit und Kaliumpermanganat im Wettstreit mit Karbolsäure eine Rolle. Raffinesse und Wirksamkeit zugleich verrät der Mikuliczsche Wundverband, der sich als dreischichtig präsentiert, in vier- bis achtlagiger Jodoformgaze der Wunde aufliegt, darüber eine Schicht saugfähiger Watte breit und das ganze mit einem „wasserdichten Stoff“ abdeckt. Er wurde im Laufe der Jahre mehrfach variiert: zuerst Ende 1882, wo auf die wasserdichte Abdeckung verzichtet wurde, um das Sekret nicht nur aufzusaugen, sondern durch die fixierenden Mullbinden auch verdunsten bzw. austrocknen zu lassen; dann in den Folgejahren, wo Mikulicz die entfettete Baumwollwatte durch Fichtenholzsägespäne, später durch Torfmoos ersetzte. Sägespäne bzw. das getrocknete Moos wurden in „Mullsäcklein“ verpackt